

Brief aus Indien

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 39

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Ds Marieanni u ds Beethli sy cho z'springen, u wo me verno het, was Gattigs, het em Reeses Frou balget: „Bisch mer e schöne Batter, wo nid emal besser zu sym Ching luegt!“ Sie het der Chlyn uf d'Arme gno gha un ihm zuegredt, es machi nüt, un es besseri de scho ume.

„Ds Beethli het ihm derby ghulfe. Es het em Buebli über d'Häärli gstrichlet un ihm derzue uufgseit:

„Heile, heile Säge,
Drei Tag Käge,
Drei Tag Schnee,
Tuet em Hanehli nüt meh weh!“

Der Hanehli het si la gschweigge. Hingäge het me gmerkt, daß es no nid guet isch mit ihm. Er isch ganz grüene gsi im Gesicht, het afa gorpsle u het am Umschütten ume gmacht.

„I ds Bett mit ihm!“ het der Rees bisohle. „U de sött däich der Dokter zueche — es soll öpper zu de Kasse, i springe de sälber gschwing i ds Dorf vüre!“

„Isch nid nötig!“ seit der Wagnerruedi. „I gah grad hei, de chan i byn ihm verby un ne häreschide!“ u dermit isch er abtrabet, het der Bäre a sjs Märktcharli gspannet un isch gagem Dorf zue gschuehnet mit sym Fuehrwärdli.

Gly druf isch der Dokter uf em Welo derhar cho. Der Hanehli het sider ds ganze Zmorgenässen umegä gha u het gfieberet.

„Brochen isch nüt“, het der Dokter gseit. „Bilecht het es ihm sjs Hirni chly erhudlet, wei de luege. I chume de morn ume. Gäht ihm Kamillethee, u z'Mittag chönnet der mit Haberschym probiere. Am Naben ume, u nes Chacheli Milch, wenn er's bhaltet. Un am Morgen em Sibni wär i de da — eh — u we ds Fieber sötti stercher wärde, so machet ihm Essigstrümpfli! Adie mitenang!“

Es isch du emel nid bös cho mit em Buebli. Scho am Nabe het es ume Brot gheusche zu syr Milch, u mi het ihm gä. U wo-n-es am späte Namittag isch erwachet gsi, het es kener Fieber meh gha. I der Nacht het es ume schön gschlase.

Hingäge der Rees, dä het e kes Dug zueta. Vo eir Syten uf die angeri het er si dräit, u wenn er het chönnen etnüde, so het er im Schlaf dumme Züüg gredt u si gströdt u si gchrümmt un uusgwäit, daß ds Marieanni gmeint het, der Ma wärd ihm ou no fählber.

„Über am Morgen isch dä uuf wie gäng.“

„Was isch ou mit der gsi die Nacht?“ het ihn sy Frou gfragt. „Hesch i ein yche d'Dechi adegsporzet, kes Viertelstüngle hesch chönne rüejig lige!“

„Weiß nid, ha däich dumm troumet!“

„U hesch i ein yche glaseret, Chrutt u Chabis dürenang, i ha nüt rächt verftange — i gloube neuis vo me Boum u vo Chirsche.“

„Wo was?“



Wohn- und Transportboote der Eingebornen auf einem Kanal in Ceylon. (Aufnahme der Verfasserin.)

„Eh, werum wirsch jeke so bleiche?“
„Uba, dumms Gtürm!“ seit der Rees u macht, daß er us der Stube chunnt. Da isch scho der Dokter aagrüdt. Er het der Hanehli no einischt ungeruecht u gseit, es heig ihm nüt gmacht, mi chönni ne gäge Mittag ume la uufftah. Hingäge hätt es ihm öppis chönne mache, ihn hätt es nüt verwungeret, we dä Buebel verhürschet blibe wär syr Läbtig. E gchynde Batter sötti nid e settegi Chalberei machen u nes chlys Burscht derewäg blöd la mitgutschiere, so öppis syg unverantwortlech u sött gtraft wärde. (Schluß folgt.)

Brief aus Indien.

Liebi Bärner Wuche!

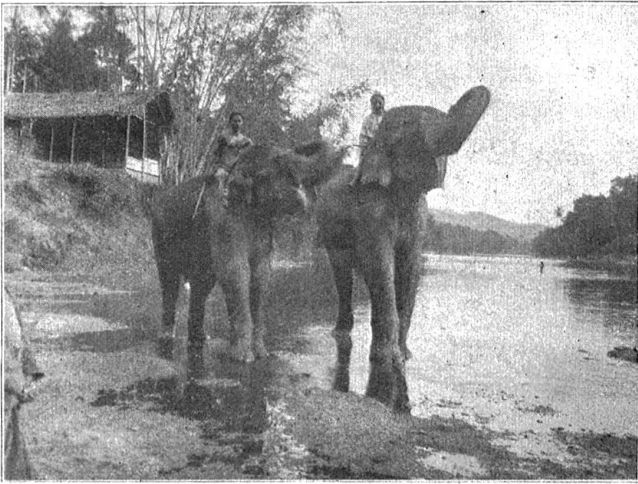
Gäll, hüt darf i der scho Bärndütsch schrybe? Lue, me cha ja gar nid anders, we me wieder einisch nach langer, langer Zyt ds „Breneli ab em Guggisbärg“ het ghört, „Niene geit's so schön u lustig“ und „In Grindelwald den Gletschern by“. I cha der nid säge, wie's mi het dünt, won i ei Ube z'Indie bin in e Schwyzerklub cho! Ke bsunders schöne und o ke bsunders fürnäme — das hei ja d'Schwyzer o ersch nach und nach vom Usland glehrt, wi si ihri Stube föllen nrichte, daß si warm und fründlech sähne. — I rede jtz nid vom Purevold, sondern vo de Lüt i der Stadt. Und es isch nen alne i ihrer Wärdtighutte Gottlob und Dank no geng viel wöhler als i der styfe Hemmlibruscht und im Grad. Schön isch er also nid gsi dä Klub und ganz und gar nid „fashionable“. Aber Züridütsch hei si gredt, rächts und links, g'St. Galleret und Basleret. Und wo mi ne chlobigen Nemmetaler het zum Tanze gholt — schier gförchtet hets mer vor syne Schwingerarme — und i du Bärndütsch ha mit ihm brichtet, da hättisch Du das Lüüchte fölle gseh, wo über sjs breite Gesicht gangen isch! „Was, Frölein, Dir syt vo Bärn?“ — zwöimal, drümal het er's gfragt, für daß er's emel ja wieder chönni ghöre. Vom Foxtrot sy mer inen altväterische Schottisch plampet und nächhär in i weiß nid was, und i syr Härzesfröid het er mi schier gar verdrückt, bis mer völlig überex cho sy mit der Musig und mit em Takt.

I ha ne so guet begriffe, dä Bärner Ma im frömde Land, inere Umgäbig, die ne doch nie so ganz versteinet und ufeme Bode, won er eifach nie tief gnuue Wurze cha fasse, wien är's nötig hät für deheime z'syn. Me cha säge was me wott vo der großen Apassigsfähigkeit vo de Schwyzer und wi si überall ihre Ma stelli — so ganz im innerste Härze sy si doch niene anders deheim als äben im Schwyzerländli, bi irne Chäsen und irne Chüe, bi irne Bärge und irne Lüt. Und jede, jede, trotz der beschte Stell und der gäbigste Läbtig, gieng gärn wieder zrügg, wen er chönnti.



Reisfelder auf Ceylon.

(Aufnahme der Verfasserin.)



Badende Elefanten in Kandy-Ceylon.

(Aufnahme der Verfasserin.)

„Was, Dir chöit hei?“ het der Nemmetaler gseit, daß me förmlech ds Härzweh het gspürt, won er derby het müesse verbyße. Und — „Dir chöit hei?“ hei's di andere wiederholt, e bleiche, länge St. Galler, e Glarner Herr mit wiße Haare, di feschti Baslere, wo mer du erzellt het, wie si ihres alte Muetti heig zue sech use gnoh und wi's das namene Jahr eifach nümme usghalte heig, daß si's wieder heige müesse hei la gah. Und wi's syg aacho im Baselbiet und i sym Stübli uf sys alte Ruebettli syg gässen und us tiefschtem Härze gseit heig: „Gottlob bin i wieder daheim“ — grad druf syg's inen Ohnmacht gfallt und nie meh wieder erwachet.

Nachhär hei si afa liede — wi d'Schwyzler liede we si nid grad nderem ne Dirigänteschtacke schtande — lut und breit und holperig und ugslacht.

S'isch äben e Mönisch uf Erde — daß i möcht byn em sy.“ I bi fisch e hly erschrode. Zmits i där große Stadt — was säge ächt o d'Nachbere zu däm Gramphol? Aber der Präsidant het glachet: „Seit numen nid Angsch! Uese früedehere Präses het syni Schwyzerschäfli kennt und het is zwüsche d'Lagerhüser vor der Nebahn ynequartiert. Mir tüe höchstes d'Müs und d'Ratte schtören und öppen e Schelm. D'Polizei ghört is gar nid so ungärn.“ —

Mängs tuusef Kilometer han i syt däm Abe zwüsche mi und das schöne Indie gleit. I bi vom Norde, wo d'Manne chrummi Säbel im Gurt trage und ds Weehr im Arm, won es Mönischeläbe nid meh gilt als e Geißbock und me sech schwär mueß in Acht näh was me seit und wie me tuet, we me nid wott ungsinnet es Wässer zwüsche de Rüppi spüre — i Süde gfare, wo alles weicher isch und schlampig, d'Luft und d'Lüt und d'Vegetation. I ha ihri Bärge gseh, di stolze Sächs- und Achttuufeter, ihri Gärte voll lüchtigi Blueme und silberigi Sprühbrünne. Ihri Palme hei über mer gruuschet und ds Nacht isch tief unden am Himmel ds südliche Chrüz gschtande, das schöne Shtärnebild, das me numen i de Trope gseh.

Af der Insel Ceylon bin i glandet, wo jede Fuechbreit Bode di koschtbarschte Pflanze tröbt, Gummi und Tee und Cacao und Gaffee, Zimmet, Pfäffer, Vanille, Muschgetnuß. Wo nid nume der Himmel glüht, we d'Sunne sech am Abe em Meer i d'Arme leit, sondern o d'Böum und mit ihne ganzi Straßen i Flamme stande, bluemenübergosse — rot — blau — gäl. — Längbeinigi Somaliner hei mi in Aden vom Schiff a ds Land gruederet, wo ds Jahr dür chuun es paar Millimeter Räge fallt, so daß si jedes Tröpfli müesse sammeln i große tiefe Wasserbecki. Araber und Abessinier syg uf ihnen Eseli und ihne Kameel ds Massaua, am Rote Meer, vo däm uus

jig d'Italiäner ja so gärn wette wyter ynedringe i ds fruchtbare abessinische Bärmland, a mer verbygritte. Und ds Port Said het men alli Schprache gredt, Menglisch, Französisch, Dütsch, Italiänisch, Arabisch, Türggisch und Griechisch.

Aber won i vo Italie här i d'Schwyz ynegfahre bi und d'Tessinerhüsi sech gschpiegelt hei im Lago Maggiore — won i d'Lüt ha ghöre rede im Nemmetal —, won i z'erscht Mal wieder über d'Chornhusbrügg heizue bi und ds Münschter heimelig grüeht het und di alte Hüser a der Schütli und üfi schöne Bärner Alpe, — da isch mit eim Mal all di fröndi Herrlechheit verblichen i mer, versunken es ganzes Jahr voll schöner Erläbnis, und mächtig wie nie het mi d'Heimet gfange gno — mys liebe, liebe Bärn!

Vom Bärnermeitschi deheim.

Nachschrift der Redaktion: „Schade, daß sie wieder zurück ist!“ werden viele unserer Leser und Leserinnen denken. „Nun ist es also fertig mit diesen interessanten Indien-Briefen?“ — „Leider ja“, müssen wir dem Frager bestätigen. Denn Fräulein Anna Martin — wir dürfen jetzt den Namen des tapferen „Bärner Meitschi“ verraten, das ganz allein nach Indien fuhr zu einem einjährigen Studienaufenthalt und von den Hotels ihrer Tante aus das Wunderland von Norden nach Süden und von Westen nach Osten durchkreuzte — Fräulein Martin ist wieder in Bern und hat da alle Hände voll zu tun, so daß sie keine Indien-Briefe mehr schreiben kann. Zuerst mußte sie ihrer Garderobe aufhelfen, die ganz ins Arge gekommen war auf diesen Indien-Reisen (wir dürfen das doch auch sagen, nicht?); dann mußte sie ihren Freundinnen und Schutzbefohlenen, den weiblichen Geschäftsangestellten, Red und Antwort stehen; die hatten ihre schwer entbehrte Präsidentin nach ihrer Rückkehr viel zu fragen; und nun steckt sie schon bis zum Hals in den Arbeiten, die ihr mit dem Amt einer Generalkommissarin der Frauen-Gewerbeausstellung in Bern für 1928 von den Schweizer Frauenvereinen übertragen worden sind. Sie also um eine Fortsetzung der Schilderung ihrer Reiseerlebnisse zu bitten, ist aus diesem Grunde aussichtslos. Hingegen können wir unseren Lesern und Leserinnen mitteilen, daß sich ihnen schon in allernächster Zeit Gelegenheit bietet, Fräulein Martin im Großratsaal persönlich kennen zu lernen. Dort wird sie nämlich in vier Lichtbildervorträgen, zu denen sie als geschickte Photographin ein vorzügliches Bildermaterial gesammelt hat, von ihren Reisen erzählen. Und wie erzählen! Wir können aus eigener Erfahrung versichern: interessant, lebhaft, unmittelbar geschaut, mit Humor gewürzt und mit innerer Anteilnahme für alles, was Leben heißt — grad wie sie schreibt. Sie wird sprechen:



Die „Bärnerin auf Reisen“ auf einem Ochsenspann. (Srl. Anna Martin.)

Am 1. Abend, 4. Oktober, über: Erste Eindrücke. — Einige der schönsten historischen Stätten im Norden.

Am 2. Abend, 11. Oktober: Streifzüge in einem indischen Bazar. — Das Volk an seiner Arbeit und beim Vergnügen.

Am 3. Abend, 18. Oktober: Tempel und Heiligtümer des Südens. — Von Benares bis Madura.

Am 4. Abend, 25. Oktober: Vom Frauen- und Familienleben.

Wir brauchen Fräulein Martin kaum volle Säle zu wünschen; dafür ist, glauben wir, gesorgt. Dagegen raten wir unsern Lesern schon jetzt an, den Vorverkauf, der am Montag beginnt, zu benutzen, um nicht neben einen Genuss zu kommen.

Im September.

Wir wollen in den Nußbusch gehn
Und dort einmal zum Rechten sehn.
Der Eichhorn und der Säher
Sind arge Nußerspäher,
Der Buntspecht und die Haselmaus,
Die lieben auch den Nußkernschmaus!
Sie nagen und sie zwicken,
Sie haden und sie piden,
Und wer nicht kommt zur rechten Zeit,
Geht, wie ihr wißt, der Mahlzeit queit.

Wir wollen in den Garten gehn
Und dort einmal zum Rechten sehn.
Zur Nachtzeit war es windig!
Nun seht nur her! Was find ich
Im sand'gen Steig, im grünen Gras,
Bald hier, bald dort? Was ist denn das?
Apfel mit roten Stirnen
Und goldgestreifte Birnen!
Und dort beim Eierpflaumenbaum ...
O seht nur hin! Man glaubt es kaum!

Wir wollen an den Zaun hingehn
Und dort einmal zum Rechten sehn.
Was steht denn gleich dahinter?
O seht, zwei arme Kinder!
Sie ladet hinter ihrem Haus
Kein Garten ein zum frohen Schmaus.
Da sollte man doch denken:
Heut gibt's was zu verschenten!
Und merkt ihr erst, wie wohl das tut,
Da schmeckt es euch nochmal so gut.

Heinrich Seidel.

Der alte Weg.

Wieder bin ich, wie vor sechs Jahren, zum hochgelegenen, von mächtigen, himmelanstrebenden Eisgipfeln umschlossenen Bergdörfchen hinaufgewandert. Damals führte ein alter steiniger Weg in verschiedenen Windungen vom Tale herauf zu dieser Berle der Gebirgswelt. Es war ein prächtiger Weg für den Wanderer, der noch Sinn und Freude für das Urwüchsig, Natürliche, Unberührte der Natur im Herzen trägt. Ein rauher Weg, der da und dort mit Steinen und Blatten von ziemlichem Umfang übersät war. Wer des Weges nicht achtend, wie Hans Guck in die Luft nach dem Himmel sah, mußte wohl gewärtig sein, über eine der vielen den Pfad kreuzenden Baumwurzeln zu stolpern. An verschiedenen kleinen und größeren Wasserpfützen fehlte es auch nicht. Wem aber für die Reinheit seiner Schuhe und Kleider bange war, war immerhin Gelegenheit geboten, diesen Hindernissen durch Hüpfen von Stein zu Stein aus dem Wege zu gehen. Wie gesagt, dieser alte Weg war nach meinen Begriffen in jeder Beziehung vollkommen und seiner Umgebung würdig. Allein wo Fremde hinkommen, macht sich

bald auch der Wunsch nach Bequemlichkeit geltend, die das Natürliche verkünstelt, das Wilde, Urwüchsig in Fesseln zwingt, das Holperige ebnet und glättet, derart, daß selbst die verwöhnteste Pariserin, der eleganteste Modeged unbeschadet und ohne Anstoß zu nehmen, hingelangen kann. So ist es auch mit meinem alten Weg gegangen. Der traute, heimelige Pfad muß einer neuen, der modernen Zeit entsprechenden, breiten, wohlgesitteten Straße Platz machen. Einer Landstraße, auf der, wer weiß wie bald, Autos und Side-Cars dahinflasen werden. Tagtäglich hört man jetzt die Sprengschüsse donnern, die die neue Straße durch die trozigen Felsen zu bahnen bestimmt sind. Dichte Rauchschwaden steigen nach jedem erfolgten Sprengschuß auf, dumpf donnern die gesprengten Gesteinsmassen in die Tiefe der Schlucht. Eine große Anzahl altehrwürdiger Lärchen und Tannen muß dabei zum Opfer fallen. Zum Teil entwurzelt, ihres heimatlichen Bodens beraubt, liegen sie da, gebrochen, zerfetzt. Es geht ihnen wie so vielen Menschen, die, modernen Neuerungen im Wege stehend, mit Gewalt auf die Seite geschoben, aus dem Erdreich ihrer alten Anschauungen und Gewohnheiten gerissen werden. Kein Sträuben, kein Widerstand kann ihnen helfen, sie müssen ihm weichen, dem neuen Weg. ...

Das Werk der Zerstörung ist getan. Wenn der Tag des Abschieds von diesem herrlichen Flecken Erde für mich da ist, werde ich wohl schon auf breiter, gepflegter Seestraße zu Tale wandern müssen. Kein knorriger Wurzelstod wird mir mehr in den Weg treten, keine lustigen Sprünge von Stein zu Stein werden zu machen mir mehr vergönnt sein, kein Wassertümpel wird mehr da sein, in dem sich das Blau des Himmels widerspiegelt. Nichts von alledem, was den alten Weg so reizvoll, liebenswert gemacht hat.

Allein, gibt es nicht noch mehr Wege im Gebirge, die von den Fingarmen moderner Kultur noch unberührt geblieben sind? Noch gibt es welche. Ich will sie aufsuchen und mich ihrer erfreuen..., so lange sie noch da sind....

D. Braun.

Aus der politischen Woche.

Die Genfer Ratswahlen.

Es handelte sich diesmal nicht um die kantonalen Behörden, sondern um die nichtständigen Sitze im Völkerbundsrate. Deren Zahl ist bekanntlich durch das neue von der VII. Völkerbundsversammlung einstimmig gutgeheißene Wahlreglement von 6 auf 9 erhöht worden. Dann war der durch Spaniens Rücktritt freigewordene Sitz zu besetzen, und endlich war darüber zu befinden, wer die dreijährigen, die zweijährigen und die einjährigen Sitze erhalten sollte; das Wahlreglement sieht nämlich die alljährliche Drittelerneuerung des nichtständigen Rates vor, und diesmal war der Uebergangszustand mit den drei Kategorien festzulegen. Und am Ende aller Ende war noch das Mitglied zu bezeichnen, das versprochenemäßen nach der dreijährigen Periode wiedergewählt werden sollte.

Man hat dem Resultat der Wahlhandlung mit Spannung entgegengesehen. Bestimmten sahen voraus, daß sich nun die bei der Aufnahme Deutschlands bewährte Einigkeit der Völkerbundsstaaten in ihr Gegenteil verkehren werde, wenn der Ruch geteilt, d. h. die Ratssitze vergeben werden sollten. Ihre Befürchtungen sind nicht eingetroffen. Die Wahlen verliefen im schönsten Frieden und ungefähr so, wie es die Freunde der „Befriedigung Europas“ wünschen mußten. Polen — das sie vorweggenommen — wurde der dreijährige Sitz mitsamt dem Versprechen der Wiederwahl zugestanden. Polen ist also für sein Vertrauen in die Loyalität der Mächte belohnt worden; der gefürchtete Einspruch Deutschlands ist ausgeblieben. Man darf dies als einen neuen Beweis von Stresemanns Friedenswillen ansehen. Mit Polen sind auf drei Jahre gewählt: Chile und Rumänien. Auf zwei Jahre wurden gewählt: Co-